Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: - (1876)

Heft: 35

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

№ 35. Samstag den 26. August 1876.

Abonnementspreis:
Für die Stadt Solothurn:
Halbjährl. Fr. 4. 50.
Vierteljährl.: Fr. 2. 25.
Franco für die ganze Schweiz:
Halbjährl.: Fr. 5. —
Vierteljährl: Fr. 2. 90.
Für das Ausland pr. Halbjahr franco:
Für ganz Deutschland u. Frankreich Fr. 6.

Schweizerische Kirchen-Zeitung.

Für Italien Fr. 5. 50.
Für Amerika Fr. 8. 50.

Einrückungsgebühr:
10 Cts. die Petitzeile (8 Pfg. RM. für Deutschland.)

Erscheint jeden Samstag 1 Bogen stark.

Briefe und Gelder franco.

Der Eidschwur im modernen Kulturstaat.

Unsere Zeit, welche eine brennende Frage nach der andern aufwirft, hat verschiedene Länder auch mit einer Eidesfrage beglückt. Man ist nämlich in der Gegenwart vielfach so weit fortgeschritten, daß man keinen eigentlichen Schwur mehr leisten will oder kann. Schon hat es scandalöse Scenen in Italien abgesetzt. Ein Deputirter der Linken erklärte z. B., als er beim Eintritt in die Kammer den üblichen Eid ablegen sollte, er glaube nicht mehr an Gott und könne deßhalb auch nicht durch den Schwur Gott als Zeugen anrufen. Darob entstand großer Lärm in der Kammer. Diese wollte ihn nicht vom Eide entbinden. Der Deputirte verstand sich endlich dazu, indem er indeß hinzusetzte, daß er nicht von seiner Ueberzeugung abgehen könne, d. h. er wolle die Worte aussprechen, obwohl er sie für eine nichtssagende Formel halte.

Auch in der Schweiz ist an dem Eidschwur schon vielfach gerüttelt worden. Allerdings stehen die bisher in christlichen Staaten üblichen Eidesformeln: „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden" und „So wahr mir Gott helfe ꝛc." mit dem Standpunkte der modernen Kultur im vollen Widerspruche. Die erwähnte Eidesformel, bemerkt treffend die „Germania", setzt offenbar einen persönlichen Gott voraus, der freithätig in das Weltgetriebe eingreifen kann und von dessen Hilfe das Glück und Heil des Menschen abhängt.

Nur einem persönlichen Gotte eignet Allwissenheit, Kenntniß der freien menschlichen Handlungen, zu denen die Eidesleistung, beziehungsweise der Bruch des Eides, gehört. Nur ein persönlicher, in die menschlichen Geschicke eingreifender Gott kann den Meineid strafen, strafen durch Entziehung seiner Hilfe; und diese Entziehung, welche der Mensch im Falle des Meineides durch die Worte: „So wahr mir Goit helfe," auf sein Haupt provozirt, würde nicht eine so empfindliche Strafe sein, wenn nicht des Menschen Glück und Heil von der göttlichen Hilfe abhinge.

Alles dieses setzt der Schwur voraus.

Was folgt hieraus?

Weder Atheisten, noch Pantheisten, noch Deisten können jene Eidesformel gebrauchen, ohne daß sie ihrer Ueberzeugung widersprechen.

Daß Atheisten nicht durch Eidesleistung Gott zum Zeugen anrufen können, ist klar. Aber die Pantheisten befinden sich in derselben Lage. Ihr System ist, weil es keinen von der Welt geschiedenen persönlichen Gott annimmt, im Grunde nur verschleierter Atheismus, und letzterer hinwiederum insofern Pantheismus, als ja nach der Bemerkung von Strauß das Gefühl der Atheisten in derselben Weise gegen das All reagirt, als wenn dieses Gott wäre. Aber auch abgesehen davon kann ein Pantheist nicht annehmen, daß das „All" freithätig in die menschlichen Geschicke eingreift und freie menschliche Handlungen durch Entziehung seiner Hilfe straft. Auch ein eigentlicher Deist kann solches nicht behaupten. Nach ihm hat der Schöpfer oder vielmehr der „Baumeister der Welt" das Universum so fertig gestellt, daß es nunmehr nach eigenen nothwendigen und unabänderlichen Gesetzen sich entwickelt, ohne daß jener in das Weltgetriebe eingreift. Darum sind den Deisten besonders die Wunder ein Gräuel, weil sie das freithätige Eingreifen Gottes gewissermassen sichtbar vor Augen stellen. Den tiefsten Grund dieser Lebensanschauung haben schon die Epikuräer enthüllt, indem sie sagten, daß ein solches Eingreifen Gottes in das menschliche Leben (besonders durch die rächende Strafgerechtigkeit) alle irdische Behaglichkeit und Glückseligkeit stören würde. Die Eidesformel: „So wahr mir Gott helfe," setzt nun aber gerade ein solches strafendes Eingreifen Gottes voraus, steht demnach mit dem Deismus im Widerspruch. Atheisten, Pantheisten, Deisten können also nicht mit Ueberzeugung diesen Eidschwur leisten. Der Widerspruch aber zwischen den Worten und der innern Ueberzeugung macht das Wesen der — Lüge aus.

Und doch ist der Eidschwur, und gerade in dieser positiven Form dem Staate nothwendig.

Die socialen Bande beruhen auf Treue und Wahrhaftigkeit, darum bedarf der Staat durchaus der höchsten Garantie von Treue und Wahrhaftigkeit, welche im Eidschwur liegt. Doch so nothwendig als der Eidschwur ist dem Staate auch die dem Eide zu Grunde liegende Ueberzeugung, ohne welche das Schwören nur eine Farce oder gar eine Lüge wird.

Erweist sich die „moderne Cultur" dieser Ueberzeugung feindlich, so gibt es im Gegentheil nichts, was dieselbe so sehr fördert, als das Christenthum. Hegen und pflegen muß darum der Staat die christlichen Kirchen, durch welche allein er jene die Fundamente des Staates auflösende irreligiöse Ueberzeugung mit Erfolg bekämpfen kann. Wenn der Staat aber die christlichen Kirchen aus allen Kräften fördern will, so muß er ihnen volle Freiheit geben. Freie Luft und freies Licht ist zum Gedeihen jedes lebendigen Organismus unentbehrlich. Gilt das vom natürlichen Leben, wie viel mehr nicht vom göttlichen Leben der Kirche. Darum hat Christus ihre volle Freiheit und Unabhängigkeit vom Staate gewollt. Niemals hat er der weltlichen Obrigkeit die Anzeige der Wahl und Sendung seiner Apostel gemacht und die Erlaubniß jener hiezu eingeholt; niemals hat er Predigt und gottesdienstliche Handlungen von solcher Anzeige und Erlaubniß abhängig gemacht, niemals haben sich die Apostel dazu bequemt, sie wollten vielmehr die Todesstrafe durch die weltliche Obrigkeit eher erleiden, als von der Predigt ablassen. Volle Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche ist also der von Gott gewollte Charakter der Kirche. Jedes Geschöpf befindet sich aber am Besten in dem von Gott ihm angewiesenen Elemente. Auch die Kirche lebt und webt am Besten, wenn sie frei und ungehindert, wie Gott es gewollt hat, ihre Wirksamkeit entfalten kann. Will darum der Staat, um den schwurfeindlichen, die sociale Ordnung auflösenden Lehren entgegenzutreten, die christlichen Kirchen fördern, so muß er diesen vor allem Anderen volle Freiheit geben. Dann und nur dann wird der dem Staate so nothwendige Eidschwur „So wahr mir Gott helfe" wieder eine Möglichkeit und eine Wahrheit.

S. Zur Harmonie zwischen Wissenschaft und Glauben.

(IV. Artikel.)

C. Klippen.

Nachdem wir den hohen Werth der Wissenschaft erwähnt haben, müssen wir noch von den Klippen derselben sprechen.

„Die erste Gefahr beim Studium der Naturwissenschaften ist der Stolz oder doch wenigstens die Selbstgenügsamkeit, wie sie sich bei denen geltend macht, welche dieselben mit exclusiver Leidenschaftlichkeit betreiben. Heutzutage werden in der materiellen Welt so überraschende Entdeckungen gemacht, daß sie leicht Schwindel verursachen. Es lassen sich in der That gewisse Gelehrte, weil sie bisher unbekannte Gesetze aufgefunden und daraus erstaunliche praktische Resultate gewonnen haben, zu einer Art Vergötterung der Natur und ihrer selbst fortreißen. Die

Natur ist Alles, der Gelehrte ihr Prophet. Sprechen wir mit ihnen von der unsichtbaren Welt und wir werden sehen, sie lachen darüber. Seien wir vorsichtig. Der Mensch im Alterthume, der vor das Angesicht der Natur gestellt war und nichts sah, als diese, fing an, sie anzubeten. Die Sonne, der Mond, die Erde wurden ihm zu Gottheiten. So tief fallen wir freilich nicht; nicht vielleicht, weil wir gesunden Menschenverstand haben, als diese fernen Ahnen, sondern weil wir zu viel Stolz haben und dieser unser Stolz sich gegen eine solche Anbetung empört. Dagegen können wir doch dazu kommen, den Naturwissenschaften einen Vorrang einzuräumen, der ihnen in der hierarchischen Ordnung nicht zukommt, und uns selbst auf einen Thron zu erheben, der uns nicht gebührt.

„Neben dieser Gefahr gibt es eine zweite, welche das gerade Gegentheil von jener ist. Anstatt uns zur Eitelkeit und Ueberhebung verleiten zu lassen, kann uns das von der spiritualistischen Philosophie völlig losgetrennte Studium der Naturwissenschaften dahin bringen, daß wir unglaublich tief sinken. Es ist noch nicht lange her, daß die deutschen Pantheisten der Menschheit sagten: „Wir sind Götter!" Hätten sie sich umgeschaut, so hätten sie andere Gelehrte auf dem Fortschrittswagen hinter sich herfahren sehen, die mit Vogt ausriefen: „Wir sind Bestien!" Wäre der Mensch nicht so glücklich, inconsequent zu sein, in welchen Abgrund von Entartung müßte eine solche Lehre ihn stürzen.

„Eine andere Gefahr kann sich aus dem exclusiven Verhalten bei unseren Studien ergeben. Jedes exclusive Wissen ist gefährlich. Jede einzelne Wissenschaft hat ihre eigenthümliche Methode und ihr eigenthümliches Verfahren, und oftmals will unsere stolze und zugleich beschränkte Vernunft den theologischen, philosophischen und moralischen Wissenschaften alle Gewißheit absprechen, weil sie nur die mathemathische und astronomische Gewißheit ihrer Schule, in der sie sich gebildet hat, für berechtigt hält. Von einem zu beschränkten Gesichtskreise aus nehmen wir nicht mehr die Dinge in ihrer Gesammtheit wahr; wir schreiten auf einem eingegrenzten Wege einher und sehen darum wohl in die Weite, nicht aber in die Breite. Beim Studium der Naturwissenschaften dürfen wir nicht die hohen Speculationen der Philosophie und der Theologie Preis geben. Proudhon, ein Schriftsteller, der unserer Schule nicht angehört, sagt mit Recht: „Alle Zeitfragen sind im Grunde nur Fragen der Theologie." Lassen wir uns daher doch wieder den Fußstapfen unserer wahren Vorfahren in den Wissenschaften folgen, eines Euler, Newton, Pascal, Leibnitz und vieler Anderer, die das Studium der Philosophie, der Religion und der Wissenschaften zugleich betrieben, und wir werden nach dem Maße unserer Kräfte zur Verwirklichung des herrlichen Programmes beitragen, das der Cardinal Wiseman in folgenden Worten aufstellte: „Wenn es uns vergönnt wäre, die Werke Gottes in der physischen und moralischen Welt nicht als Stückwerke, wie wir sie jetzt erkennen, sondern eingereiht in die Harmonie des allgemeinen Weltplanes zu schauen; so würden wir ohne allen Zweifel die von Gott gestiftete Religion in diesen allgemeinen Weltplan eintreten und demselben so vollständig und nothwendig angepaßt sehen, daß man sie aus ihm gar nicht entfernen könnte, ohne daß Alles in Unordnung geriethe und zerstört würde. Wer so darthun könnte, wie die Religion mit ihrem Einflusse die Oekonomie und Organisation der ganzen Natur durchdringt, würde den höchsten und schönsten Beweis für die Wahrheit liefern."

„Eine andere Klippe ist die Entmuthigung. Oft beginnt man die Wissenschaft mit einem gewissen Eifer, weil man von der Ferne den glänzenden Gipfel der Dinge schaut; man sieht aber nicht die steilen Höhen, die man unter dem Schweiße seines Angesichtes erklimmen muß, verliert nach und nach den Muth und bleibt auf dem halben Wege stehen. Wir werden der christlichen Wissenschaft nicht diese Schande bereiten. Unsere Phalanx ist schon groß, und wir schmeicheln uns, daß auch die fremden Gelehrten, die unseren Glauben theilen, mit ihren wissenschaftlichen Arbeiten und ihrem wissenschaftlichen Ruf uns unterstützen werden.

„Dagegen möchten wir in wenigen Worten noch auf eine andere Quelle der Entmuthigung aufmerksam machen, die manchmal gerade die Gläubigen befällt. Der Irrthum, sagen sie, hat zu viel vor der Wahrheit voraus, und das Unwahre und Falsche überflügelt die christliche Wissenschaft. Nein, der Irrthum hat nichts voraus vor der Wahrheit. Der Irrthum ist ansteckend, das ist wahr. Er verbreitet sich manchmal, wie sich die großen Epidemien zu allgemeiner Trauer verbreiten; aber früh oder spät endet seine Herrschaft, weil er unfruchtbar ist. Es ist dies eines der großen Gesetze für die Erhaltung der moralischen, wie der physischen Welt. Geben wir Acht, was sich unter den lebenden Wesen zuträgt. Da kommen manchmal Mißgeburten zur Welt. Ihre Verbreitung würde Abscheu und Schrecken erregen. Allein Gott hat schon Fürsorge getroffen. Er hat diese Wesen zur Unfruchtbarkeit verdammt, und wenn sie einmal sterben, gehen sie völlig unter. In der moralischen Welt ist der Irrthum eine Mißgestalt. Es könnte allerdings einmal dahin kommen, daß er die Wahrheit vernichtete, wenn Gott ihn nicht auch mit Unfruchtbarkeit geschlagen hätte.

„Mit der Wahrheit ist es anders. Ihre Fruchtbarkeit ist ohne Grenze. Müßte die Wahrheit einmal die Erde verlassen, und könnte sie sich nur noch in eine einzige Seele flüchten und wäre diese Seele noch so unbekannt, man bräuchte an deren Wiederaufblühen nicht zu verzweifeln. Dieser verborgene, fruchtbare Keim genügte, um in der Welt die Wahrheit, die Gerechtigkeit und das Recht wieder zu neuer Blüthe zu bringen. Man gebe das Waizenkorn, das in der Tiefe der Todtengrüfte Aegyptens vergraben lag, nach einem tausendjährigen Schlafe wieder dem Boden zurück und es genügte, unsern Feldern den Erndtereichthum wieder zu verschaffen.

„Wir haben uns überzeugt, daß wir das Recht und die Pflicht hatten, bei den Arbeiten in den modernen Wissenschaften wieder unsern Platz zu erobern. Indem wir aber den Rang neben den anderen Gesellschaften einnehmen, legen wir gegen dieselben keine feindliche Gesinnung an den Tag, aber eben so wenig lassen wir uns von einem Gefühle der Furcht beherrschen. Wir können vielmehr mit dem Dichter das Zeugniß geben: „Ich fürchte Gott, eine andere Furcht aber kenne ich nicht; ich hasse den Irrthum, einen andern Haß aber habe ich nicht." Wohl könnten wir uns als anonyme Gesellschaft ausgeben und eintragen lassen. Allein wir haben es vorgezogen, laut zu sagen, wer wir sind. Das ist edler und insbesondere christlicher. Es gab in der Geschichte Epochen, wo man Christ sein konnte aus Spekulation; heutzutage wäre es eine wahre Spekulation, kein Christ zu sein oder doch wenigstens als keiner zu scheinen. Von dieser niederträchtigen Berechnung wollen wir nichts wissen. Mitten im Chaos der Verleugnungen bekennen wir mit ruhigem, stolzem Muthe unsere Lehren. Wir haben begriffen, daß wir vor der katholischen Wahrheit nicht zu erröthen brauchen; denn zu welcher Höhe wir uns auch zu erschwingen vermöchten, die katholische Wahrheit wird immer größer sein, als wir, weil sie Gott selbst ist. Deus veritas.

„Bekennen wir es noch einmal. Wir haben Nichts zu fürchten von der wahren Wissenschaft. So oft eine Wahrheit in der Welt auftaucht, aber wohlverstanden, eine solche, die wirklich Wahrheit ist, frei von aller Verbindung mit dem Irrthum, wollen wir die Ersten sein, die ihr beistimmen und fürchten wir nicht, daß sie unserm Glauben widerspreche. Der Glaube und die Wissenschaft sind zwei Töchter des Himmels, die, einmal zu den Menschen herabgestiegen, sich schließlich immer wieder begegnen, sich wieder erkennen und umarmen.*)

Die Vorzüglichkeit der katholischen Kirche auch von Gegnern anerkannt.

Geständnisse über die Bewährung des Katholizismus im Leben über die innern und äußern Kraftäußerungen desselben kann man neuerdings gar häufig hören bei orthodoxen Protestanten sowohl, wie bei Ungläubigen aller Art. In Belgien z. B. gelten für Katholiken und Liberale genau dieselben Gesetze, die Gesetze werden gegenwärtig von dem katholischen Ministerium mit musterhafter Unparteilichkeit ausgeführt und sind früher viele Jahre lang von „liberalen" Ministern zu Gunsten der „Liberalen" gehandhabt worden; und trotzdem leugnet kein Mensch, daß fortwährend die katholische Gesinnung in Belgien dem „Liberalismus" Boden abgewinnt, daß von den Volksschulen an durch die verschiedenen Arten der Mittelschulen hindurch bis zu der vortrefflichen Universität Löwen, das von den belgischen Katholiken frei geordnete Schulwesen die von den „Liberalen" gemachten Versuche auf dem Gebiete des Schulwesens weit überholt hat, an äußerer Ausbreitung sowohl wie an innerer Wirksamkeit, so daß selbst die „liberalen" Belgier ihre Kinder fleißig auf die katholischen Schulen senden.

Auch in Frankreich ist das Gesetz über die Universitätsunterrichtsfreiheit für alle Parteien und alle Religionen erlassen; die „Liberalen" aller Länder aber, vom „Deutschen Reichsanzeiger" herab bis zu den kleinsten „liberalen" Winkel-

*) Vergl. «Bien public» und „Katholik" S. 89 ꝛc.

blättern und den consequent „liberalen“ sozialdemokratischen Organen behandeln alle das französische Gesetz als ein Gesetz bloß zu Gunsten der Ultramontanen und Jesuiten, weil sie überzeugt sind, daß nur die Katholiken Frankreichs, keine andere Richtung, geistige Kraft, „finanziellen Idealismus“ und Einheit der Organisation genug hat, um das Gesetz in reichem Maße für sich zu verwerthen.

Während so die Zeugnisse von orthodox-protestantischer wie von „liberaler“ Seite sich häufen, daß der Katholizismus, bei gleicher Vertheilung von Luft und Licht, im Kampfe mit andern geistigen und religiösen Richtungen glänzend besteht, hört man über die Ursache dieser Erscheinung oft recht wunderliche und entweder ganz auf der Oberfläche sich haltende oder gar nicht begründete Urtheile. So hatte in diesen Tagen ein Artikel der „Kreuzzeitung“ mit der Ueberschrift: „Zur Mahnung“ und unterzeichnet: „Ein evangelischer Christ“ folgende Einleitung:

„Der sogenannte Culturkampf ist von Seiten des Liberalismus nachgerade in einen Kampf gegen das Christenthum verwandelt worden. Das Civilehegesetz wird von ihm dahin gedeutet und ausgebeutet, daß die kirchliche Taufe und Trauung überhaupt nicht mehr nöthig sei. Und wenn da die Kirche ihre Rechte geltend machen will, indem sie die Säumigen auch nicht mehr zur christlichen Gemeinde rechnen will, so wird gleich ein großer Lärm — besonders in der Presse und vorzugsweise von Unberufenen, Andersgläubigen — erhoben und über Vergewaltigung und Orthodoxie geschrieen. Solches Geschrei hat denn auch, wie die statistischen Ausweise bekunden, dahin geführt, daß bereits erschreckend viele Taufen und kirchliche Trauungen unterblieben sind, eine Thatsache, die besonders die evangelische, weniger (unvergleichlich weniger) die katholische Kirche, ihrer festeren Kirchenzucht wegen, trifft.“

Bei diesem Herrn Einsender macht es also die festere Kirchenzucht, daß die katholische Kirche sich der evangelischen überlegen zeigt; andere gläubige Protestanten beneiden uns um unsere „feste Organisation“ durch die hierarchischen Einrichtungen, durch welche allein wir so einig und stark im „Culturkampfe“ dastände. Wir verkennen die Wichtigkeit aller dieser Momente nicht — um so weniger, als ja die wesentlichen Stufen der kirchlichen Hierarchie und ihre Rechte auf göttlicher Einsetzung beruhen.

Es sollte aber doch auch nicht vergessen werden, daß unter den Katholiken sich unvergleichlich mehr lebendiger Glaube erhalten hat, als unter den Protestanten, wo fast allenthalben nur noch Minoritäten und oft sehr kleine Minoritäten der Gemeinden gläubig geblieben sind. Aus dem lebendigen Glauben aber stammt der Muth zum Leiden, der „finanzielle Idealismus“, das Gottvertrauen, kurz Alles, was die Katholiken im „Culturkampfe“ siegreich dastehen läßt. Was könnten uns denn Hierarchie und Kirchenzucht nützen ohne Katholiken, die sich freudig unterwerfen? Und so beruht Einigkeit und gute Haltung der Katholiken nicht auf dem Commando der Hierarchie und nicht auf den Mitteln der Kirchenzucht — wie selten läßt sich jenes vernehmen, wie wenig kommen diese in Anwendung! — sondern auf dem Geiste, der einig macht, auf dem Glauben, der eine Tugend und eine Gabe des Gottes ist, welcher über seiner Kirche mit den Augen eines Vaters wacht! Möge man einmal auf protestantischer Seite irgend etwas „Hierarchisches“ und die Mittel der Kirchenzucht versuchen — statt Besserung der Zustände werden Massenaustritte aus der evangelischen Landeskirche die Folge sein!

Aus der Mappe des Kirchenpolitikers.

Fast möchten die genügsamen Leser der „Kirchenzeitung“ glauben, es lebe der Kirchenpolitiker auf gespanntem Fuße mit dem Blatte; fast zwei Monate lang hat er kein Sterbenswörtchen mehr eingerückt. Wahr ist nun allerdings, daß ich „auf gespanntem Fuße“ lebte, allein ganz friedlich; ich lief „auf gespanntem Fuße“, um recht Vieles in der Schweiz und außer der Schweiz zu sehen und zu vernehmen, Alles wieder zum Nutzen des Blattes und meiner übrigen zahlreichen Freunde.

Selbst bis ins „Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte“ bin ich vorgedrungen und es freut mich, es hier öffentlich constatiren zu können, daß der glänzende Name kein Wahn ist; nur muß ich mein Geständniß dahin reduziren, daß im heiligen Preußenreiche nur die Orte, wo der Katholizismus noch herrscht und überwiegt, die „Gottesfurcht und fromme Sitte“ noch verspürbar, allüberall sonst, wo eine protestantische Religion, ein „evangelischer“ Glaube laut Angabe der Reisehandbücher sollte angetroffen werden, fand ich nur Indifferenz, Religionsschwindsucht, ungläubige Aufklärung sammt entsprechendem Widerschein auf dem moralischen, besser immoralischen Gebiet. Und doch, Culturkämpferei sah und vernahm ich unter den Bevölkerungen keine, jedes Symptom einer solchen war künstlich aus den Hochöfen der Staatsministerien ausgebrütet, trug die offizielle Marke des „von Oben herab.“

Immerhin wahr, in jedem Restaurant, in jedem Gasthof, in jedem Wartsaal, möchte fast sagen, auf jedem Abtritt hängt das Portrait des allmächtigen Schlachtenbezwingers Wilhelm, allein zur selbzweiten oder zur Trias erweitert durch die Porträte des Kronprinzen und Bismarck. Aber man würde sehr irre gehen, wollte man in dieser kolossalen Aushängerei einen Beweis herzlicher Sympathie der Bevölkerungen selbst ersehen. Es gehört dieß nun einmal nach den glorreichen Feldzügen wider deutsches und undeutsches Blut zum guten Ton jedes Haus- und Budeninhabers, und wo dieß Zeichen „deutscher Gesinnungstreue“ fehlte, würde wohl bald der Segen ... der Welt und des Materialismus ausbleiben und tausend schlimme Wendungen der Dinge werden für einen so unwürdigen Bürger Deutschlands zu erwarten sein. Die Gewohnheit versüßt Alles, und hätte ich einmal ein Lokal entdeckt, wo der „fürchterliche Schnauzli“ mich nicht angegrinst hätte, es wäre mir gegangen wie jenen Walliserkindern, die mit lautem Erstaunen einem durchpassirendem Fremden nachliefen, weil er — — keinen Kropf hatte. Noch etwas Anderes fiel mir nun eben nicht gerade auf, aber gab mir eine Idee ein, welche ich sofort der an neuen Ideen nicht besonders reichen Kirchenzeitung mitzutheilen mir vornahm. In Deutschland ist's mit den Zeitungen wie in der Schweiz, nur die großen Freimaurerblätter finden in allen mehr oder minder öffentlichen Lokalen Vertretung; sie haben ihre Kioske oder Buden, ihre Colporteure in den Bahnhöfen, sie liegen in jedem Restaurant und Gasthofsaal auf. Aber ein ultramontanes Blatt würde man da überall vergebens suchen, und wenn man nur en passant schnell sich orientiren will, ob die Serben, die Montenegriner oder aber die Türken zur Zeit obenauf seien, so muß man seine 40 bis 50 Pfenninge schon für einen Freimaurerschund ausgeben, in welchem der römische Katholik kaum drei Zeilen lesen kann, ohne sich verlästert und verleumdet zu finden. — Ist wohl ein solcher Zustand der konservativen und katholischen Presse absolut eine Nothwendigkeit? Ich finde, er ist's nur, weil man sich d'rein fügt und nichts, für Herbeiführung einer günstigern Lage thut und opfert.

In Speier, wo ich den herrlichen Kaiserdom schaute, fand ich unter der Vorhalle einen langen Glaskasten auf einem Tisch, und in demselben waren Lithographien, Kupferstiche, Photographien aufgelegt, welche alle sich auf den Dom und seine Kunstdenkmäler, oder auch auf den zu früh verblichenen Bischof Haneberg bezogen; auch die Trauerrede, die bei seiner Bestattung gehalten worden, fand sich da feil. Ich dachte mir, sieh! da wäre gerade eine schöne Gelegenheit, auch so das eine oder andere Neuigkeitsblatt von katholischem Sinn und Gehalt oder ein religiöses Wochenblatt zur Verfügung zu halten; denn so ein weltberühmter Dom wird in der Saison viel besucht, und es ist anzunehmen, daß die Besuchenden zur Hälfte, wo nicht mehr, Katholiken seien. Freilich, ich rief mir's sogleich ins Gedächtniß, daß Speyer in einer Monarchie sei und nicht in einem Freistaat wie die Schweiz, — und daß das bayrische Ministerium (alldieweil Speyer die Hauptstadt der bayerischen Rheinpfalz) ein gehörig liberales ist, welches sohin Licht und Schatten der Freiheit ungleich vertheilt oder vielmehr die Freiheit nur Einer Partei gönnt, jener, „die ich meine.“ In der Schweiz aber besäßen wir Katholiken noch manches Restlein von Freiheit, das sich ganz gut verwenden ließe. Könnte man an katholischen Orten nicht etwa eine Frau, eine Tochter finden, welche für die Reisenden (per Eisenbahn) schönes erfrischendes Obst, ein Glas frischen Wassers feil hielte und darböte, und die daneben noch ein gutes, katholisches Journal, je in den neuesten Nummern im Vorrath hätte? Könnte nicht der Küster zu Luzern, wenn er den Fremden die Kirchenthüre zum Orgelconcert öffnet, aus der ihm gar nicht ferne stehenden Räber'schen Offizin etwas in Bereitschaft auf einem Tischlein halten und hiebei ein gutes Journal in deutscher und französischer Sprache zumal? Natürlich sprechen wir nur von katholischen Hauptstationen, und wir sehen vollkommen ein, daß nicht gerade ein „Geschäft“ von brillantem Erfolg derweise eingeleitet wird ... Wir glauben jedoch, der schweizeri... Zweck

Katholizismus sei ein solches Unternehmen seiner Ehre schuldig. Begreiflich wollen wir das Gesagte auch nur auf die Zeit der Saison anwendbar erklärt haben.

Ich war gerade über 100 Stunden von der Schweizergrenze entfernt, als ich in einem der einzig zugänglichen liberalen Blätter las, wie daß die Consecrationsfeier unseres nationalbischöflichen Herzogs auf den 10. September angesetzt sei und in der St. Ursenkirche zu Solothurn vorgehen solle. Von dem schlauen Hinterthürchen der St. Martinskirche in Rheinfelden „eventuell", berichtete mir damals noch die Kunde nichts. Es war gut, daß ich damals entfernt von der „Kirchen-Zeitung" und „auf gespanntem Fuße" war; es hätte sonst eine Korrespondenz um Aufnahme anklopfen können, die allzu geharnischt ausgesehen hätte, um nicht bei der Redaktion den Gedanken wachzurufen, daß auch im Kanton Solothurn ein famoses Maulkrattengesetz existire. Seither ist mir das Blut kühler geworden, aber einige Gedanken darf und will ich doch über diesen neuen Brigandage zum Besten geben.

Die Wahl Eduard Herzogs zum altkatholischen Nationalbischof hat mich zur Zeit nicht im Geringsten aufgeregt. Es war ja schon lange vorher klar: dieser oder keiner. Wählten die Altkatholiken (am Pfingstfronfastenmittwoch) keinen, so gaben sie ihre Sache von selbst auf. Sie waren durch die Umstände gezwungen, durch Vornahme einer Bischofswahl ihrer Organisation die erforderliche „Krönung" zu verleihen und einzig Herzog konnte in Aussicht genommen werden. Daher die rührende Scene, daß ein Augustin Keller fast verzweifeln wollte, als Herzog zimpferlich sich gegen Annahme der hohen Würde und Bürde zu wehren schien, und daß selbst der (nie im Ernste vorgeschobene) Rivale Herzogs sich ihm zu Füßen warf, um ihn zur Uebernahme des bischöflichen Amtes zu beschwören. Bis hieher verlief die Komödie regelrecht und amüsant.

Allein wir fragen uns, wozu jetzt die Weihe, wozu eine Consecrationsfeier? Wir sind überzeugt, daß die Ceremonie in den Augen des Synodalrathes eitler Firlefanz ist und daß Herzog diesem seinem künftigen Parlamente um kein Haar mehr imponirt, ob er einen gesalbten oder ungesalbten Scheitel habe. Herzog selbst sollte sich scheuen, so dünkt es uns, um seiner Salbung willen, die seine Bischofswürde um nichts reeller macht, in ein offenes Abhängigkeitsverhältniß zum preußischen Reinkens sich zu stellen. Auch der Patriotismus so vieler Staatsmänner, die doch im beraubten und entblößten Papste eine Gefahr für's Vaterland wittern, sollte Bedenken tragen, sich Reinkens gegenüber für die Gnade ertheilter Consecration verbindlich zu machen. Ultrarhenan kann der Schweiz fataler werden als ultramontan. Schließlich zeigt ja die altkatholische Synodal-Organisation selbst, daß auf dem Standpunkte dieses Glaubens-(?) bekenntnisses der Laie so viel gilt als der Priester, und der Priester so viel als der Bischof, natürlich auch der Bischof so viel als der Papst, wofern von einem solchen je wieder die Rede sein sollte. Die Synodal-Ernennung zum Bischofsamt sollte daher einem Herzog genügen, auf daß er seinen bisherigen priesterlichen Funktionen noch das Weihen und Firmen (freilich nur mit altkatholischer Gültigkeit!) beifüge. Alles kommt ja von unten hinauf in dieser modernen Kirche; weßhalb denn auf einmal die Vollmacht zum Ordiniren und Confirmiren von Oben herab — von Oben, wohin diese Clique nur Blicke des Hohnes und Rufe der Blasphemie entsendet!

Doch, es ist evident, eine Bischofsweihe, eine bischöfliche Consecration muß stattfinden um des Volkes willen, um Effekt bei denen zu machen, die noch nicht so weit in der Aufklärung voran sind, wie die Führer der altkatholischen Bewegung sammt ihrem „Herzog". Wir finden daher die Heuchelei und die verschmitzte Verführungskunst als die einzig stichhaltigen Motive zu dem neuen Sakrilege, das nun wieder in Aussicht genommen ist, um das Maß der bisherigen voll zu machen. Natürlich können wir unmöglich bei Reinkens selbst etwas Besseres vermuthen; dem ist darum zu thun, der in Deutschland elendiglich zusammenschmurrenden altkatholischen Bewegung*) durch den von ihm gesalbten schweizerischen Bischof wenigstens eine neue, äußerliche Stützmauer zu geben und auch sich selbst das Vergnügen zu verschaffen, das edle Reis, das der Harlemer Bischof dem unedlen Stämmchen aufgepfropft, wieder auf ein neues „wildes" Stämmchen übertragen zu können — einen Bischof von gleichem Kaliber zu creiren, wie er einer geworden.

Spiegelfechterei und Komödie ist diese Bischofsweihe unstreitig; nur etwelche Verblendete vom Lande nebst etlichen Pfaffenfrauen lassen sich dadurch bethören; aber doch, um bethören zu können, wird sie ausgeführt. Ich möchte das Innere photographirrn können, wie es so in den Vigier und Brosy, in den Bodenheimer und Jolissaint, in den Keller und Anderwert ꝛc. aussieht, während sie solcher Bischofsweihe beiwohnen! Freilich, das bleibt hübsch latens, und am Festessen wird die Weihe und die Salbung, wird das Apostolat und die Segnungsvollmacht des neuen Bischofs von hundert Pokalen donnerndes „Hoch" empfangen. Armer Herzog! Du wirst vielleicht einst diese Ehren und Schmeicheleien, wie jener unglückselige Apostel seine Silberlinge, bitter enttäuscht deinem Synedrium wieder vor die Füße werfen — möge es nicht auch für dich dann zu spät sein!

Und daß ich es aufrichtig sage, mit dem Motive, heuchlerisch dem einfältigen Volke Sand in die Augen zu streuen, glaube ich das nicht ehrenhaftere mitverbunden, der Diözese Basel ihre schöne Kathedrale, der katholischen Stadt Solothurn die ehrwürdige Pfarrkirche von St. Urs und Viktor **entweihen** zu können. Doch davon ein Weiteres in meiner nächsten Correspondenz.

*) Wir hatten Gelegenheit, an einem Sonntag Morgen in Köln zu sein. Bei unserem Rundgang, die interessanteren Kirchen zu bei schauen, kamen wir auch in die Nähe der St. Pantaleonskirche, von der wir zwar in Bädeker lasen, daß sie jetzt Garnisonskirche sei, aber die, wie wir dachten, die Mühe lohnen werde, die paar hundert Schritte zu ihr hin zu machen. Als wir sie betraten sahen wir Garnisonssoldaten zum Gottesdienste läuten und in der Kirche Küstervorrichtungen thun. Das Innere hatte ganz den Anschein einer protestantischen Kirche, alle Bänke waren der Kanzel zugekehrt, Kniebänke gab es keine, wohl aber Bibel- und Gesangpulte. Bei all' dem aber war doch ein Altar da und zwei Kerzen waren angezündet. In dem ziemlich geräumigen Schiff der Kirche langweilten sich einige 20 oder 30 Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes. Da fragten wir einen Soldaten, was da für ein Gottesdienst abgehalten werde, und er antwortete uns ganz naiv: „Altkatholischer Gottesdienst." Da entfernten wir uns schleunigst und sahen gerade eben das Schmerbäuchlein des altkatholischen Pastors durch die Sacristeithüre sich hineindrängen. Es mochte 9 Uhr gewesen sein; um 10 Uhr begaben wir uns in den Dom zum Hauptgottesdienst. Etwas Erhebenderes, Grandioseres kann man sich nicht leicht denken.

Obschon von Morgen früh 5 Uhr an in allen Messen aller zahlreichen Kirchen Kölns eine gedrängte Menge Andächtiger sich eingefunden, war dennoch eine Schaar von 5 bis 6 tausend Katholiken im Pfarrgottesdienst und erfüllte mit frommem harmonischem Gesange die Räume und Wö bungen des Domes, daß es rührend zum Thränenvergießen war. „Da richtet Bismarck einmal noch nichts aus!" mußte ich unwillkürlich ausrufen, als ich den Dom verließ. — Man übersehe hiebei nicht, wie weither es bei den Liberalen mit der Gewissensfreiheit ist; wahrlich, jene katholischen Garnisonssoldaten könnten es berichten, sie, die Sklavendienste beim altkatholischen Gottesdienste ausüben müssen, damit dessen Oedheit und Leerheit nicht völlig zu Tage trete. — Freilich der Frechheit des altkatholischen Gelichters in Köln thut ihre winzige Anzahl und Bedeutung so wenig Eintrag als in der Schweiz. Wenige Tage, nachdem wir Zeuge gewesen, wie erbärmlich es um den altkatholischen Gottesdienstbesuch in der Pantaleonskirche ausgesehen, lasen wir verwundert in den Zeitungen, daß die Altkatholiken Kölns mit der zu kleinen und entfernten Pantaleonskirche sich nicht mehr begnügen, sondern die herrliche und große St. Gereonskirche zur Mitbenützung verlangen! — Sapienti sat.

Der Muhamedismus.

(Ein Rückblick zur orientalischen Krisis.)

T. Die Eröffnung des Suezkanals hatte am Schlusse des Jahres 1869 die mächtigsten christlichen Fürsten persönlich in das Land Muhameds geführt; die Wissenschaft und das Geld der Christen hat durch diesen Seeweg das Morgenland mit dem Abendland verbunden und Europa dem Mekka der Türken näher gebracht.

Zwar gibt es heutzutage in Europa nur Wenige, welche rufen: „Es ist nur ein Gott und Muhamed ist sein Prophet;" aber wenn heutzutage im Abendlande nur Wenige an die Lehre Muhameds glauben, so gibt es desto Mehrere, welche nach seiner Lehre leben möchten.

In jüngster Zeit hat die „orientalische Krisis" und der „orientalische Krieg" neuerdings Aller Augen nach Konstantinopel gerichtet und es ist angezeigt, heute dem Propheten von Mekka und dem Priesterthum einige Zeilen in diesen Blättern zu widmen. Dieser Rückblick in die alten ist nicht ohne Nutzanwendung für unsere neuen Zeiten.

Muhamed wurde im Jahr 569 zu Mekka in Arabien geboren, sein Vater war ein angesehener Handelsmann, seine Mutter eine Jüdin. Bei dem frühzeitigen Verluste der Eltern erhielt Muhamed keine besondere Erziehung, er lernte nicht einmal schreiben und lesen, sondern gab sich sofort mit dem Handel ab. 25 Jahre übernahm er die Besorgung der Handelsgeschäfte einer reichen Wittfrau, und verehelichte sich später mit derselben. Bis zum 40. Jahre führte Muhamed ein ganz gewöhnliches Privatleben; da glaubte er sich aber durch den Erzengel Gabriel zum Propheten Gottes berufen, um die

Lehre Abrahams herzustellen und zu verbessern.

Er sammelte sich während drei Jahren zuerst heimlich Mitglieder seiner neuen Religionsgesellschaft, trat dann unter allerlei Verfolgungen öffentlich als Prophet auf und begleitete seine Lehre, — ergriffen durch die fallende Sucht, wie J. v. Müller sagt, — mit allerlei außergewöhnlichen Erzählungen, durch welche er die Gemüther der Orientalen aufreizte und fesselte. So wollte er einmal in einer Nacht von Mekka nach Jerusalem und von da durch sieben Himmel auf einem weißen Schimmel geritten und da mit Gott eine Unterredung geführt haben, wobei die Engel sangen: „Es gibt nur ein Gott und Muhamed ist sein Prophet."

Wie der Anhang, so wuchs auch die Feindschaft gegen den neuen Propheten und derselbe mußte sich von Mekka in die Wüste flüchten. (Dies geschah den 15. Juli 622 und von dieser Begebenheit — Hedjera Flucht — datiren die Araber ihre Zeitrechnung). Muhamed setzte sich nun in Jatsreb (deßwegen Medina — Prophetenstadt genannt) und griff mit seinen Anhängern zu den Waffen, um seine Gegner durch Gewalt zu bezwingen. Das Glück war ihm in diesen Streifzügen hold, er bezwang mehrere arabische und jüdische Stämme, machte reiche Beute (wobei er seine Person nicht vergaß und dieß durch eine göttliche Entscheidung rechtfertigte), unterwarf sich und seiner Lehre einen großen Theil Arabiens, drang selbst bis gegen Syrien vor und zwang die mächtigsten Fürsten der Nachbarländer, seine Macht anzuerkennen. Im Jahr 629 gelang es ihm endlich Mekka zu erobern und so das Ziel seiner heißesten Wünsche zu erreichen. Durch die Besitznahme Mekka's wurde Muhamed sozusagen zum Herrn von ganz Arabien und beinahe alle Stämme erkannten ihn sofort als den Gesandten Gottes und als ihren Oberherrn. So auf dem Gipfel seiner Macht angelangt, starb Muhamed Anno 632 im 11. Jahre der Hedjera, an den Folgen von Gift, welches ihm eine Frau beigebracht, um zu prüfen, ob er wirklich ein unverletzlicher Gesandter Gottes sei.

Was nun die Lehre Muhameds betrifft, so hatte Muhamed dieselbe theils aus der jüdischen, theils aus der christlichen Religion entlehnt und damit solche Abänderungen verbunden, welche der Sinnlichkeit der Morgenländer entsprachen. Muhamed lehrte das Dasein eines Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, allein er verband damit einen solchen Fatalismus, daß die Seele jeglicher Freiheit und somit jeglicher Zurechnungsfähigkeit und Tugendhaftigkeit entbehrte; seine Sittenlehre beruht auf bloßen äußerlichen Waschungen, Gebetformeln und Verbeugungen und gewährt der Sinnenlust durch die Vielweiberei ꝛc. den größten Spielraum. Muhamed hat zwar seine Lehre nicht schriftlich hinterlassen, dagegen hat der von ihm selbst bezeichnete Nachfolger Abu Bekr dieselbe in dem Koran zusammengeschrieben, welcher in 114 Kapiteln theils die Glaubenslehre (Iman), theils Sittenlehre (Din) behandelt.

Unter Abu Bekr dehnte sich der Islam (so wurde Muhameds Sekte nun genannt) immer mehr aus; demselben fiel Syrien, später Palästina mit Jerusalem, Aegypten und Persien zu, unter den Kaliffen erstreckte sich derselbe einerseits über die Nordküste Afrika's und Spanien, andererseits über Klein- und Inner-Asien und später durch die Gewinnung der Mongolen und Türken über einen Theil von Indien und Ostindien und einen Theil Europas.

Allein trotz dieser durch den Verfall des griechischen und persischen Reiches begünstigten Ausdehnung konnte der Muhamedanismus es doch nie zu einer Erstarkung der ihm unterworfenen Völker bringen; weder die Wissenschaft noch die Kultur hat unter ihm irgendwelchen Fortschritt gemacht, wohl aber hat derselbe mächtig zur Verweichlichung und zum Verfall des Orients beigetragen.*)

*) Vergl. Döllinger, Muhameds Religion; — Gagnier ꝛc.

Kirchen-Chronik.

ρ **Aus und über Rom.** Auch die Protestanten bekommen den Vandalismus des italienischen Radikalismus zu spüren. Der Papst hatte seiner Zeit denselben einen eigenen Friedhof innerhalb den Stadtmauern Roms an der Porta San Paolo gestattet. Die jetzige Behörde hat nun dem Aufseher dieses Begräbnißplatzes mitgetheilt, daß der Friedhof geschlossen werde und die Protestanten also einen andern errichten müßten. Ob die eingereichten Gegenvorstellungen der Gesandten einen Erfolg haben werden, bleibt abzuwarten.

— Welche Begriffe die italienische Regierung von der Unterrichtsfreiheit hat, zeigt folgendes Beispiel. Nachdem die „Sapienza" Regierungsanstalt geworden war, hatte der hl. Vater im Palaste Attempo eine eigene Universität errichtet, aber auch diese wurde von Minister Bonghi geschlossen. Nun gestattet das Dekret, die Universitäten betreffend, in § 82, daß sich die Studenten durch Privatdozenten ihrer Wahl unterrichten lassen. Deßhalb hat sich die päpstliche Universität in eine Lehranstalt umgewandelt, an der nur Privatdozenten lehren. Dieselbe erließ ihre Aufforderung zur Inskription mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß die Studirenden die gesetzlichen Vorschriften erfüllen, nämlich sich zugleich auch an der königlichen Universität einschreiben lassen. Dieß hat im Lager der Liberalen einen wüthenden Sturm hervorgerufen und die Zeitungen erheben ein Mordgeschrei hierüber.

Der „Univers" hatte eine Sammlung für ein Denkmal des ermordeten Präsidenten der Republik Ecuador, Morena, veranstaltet. Die eingegangenen Gelder wurden nun dem hl. Vater den 6. August, dem Jahrestage der Ermordung, übergeben. Hiebei sprach der hl. Vater die Ansicht aus, daß die Summe nicht für ein gewöhnliches Monument verwendet werden solle, sondern für das Kollegium Pio-Americano, wo Amerikaner aus Central- nnd Südamerika ihre Studien machen. In demselben solle sodann die Büste Moreno's aufgestellt werden. Dadurch sei das Andenken des großen Mannes auf die würdigste Weise geehrt.

Die Penitenzieria maggiore hat ein Dekret erlassen, durch welches die große Excommunication über die Unterzeichner des Programms der sogenannten „Società Cattolica Italiana" verhängt wird. Diese von den Liberalen gegründete Gesellschaft will, daß sowohl die Bischöfe als die niedern Geistlichen durch das Volk gewählt werden.

Während sich der hl. Vater der besten Gesundheit erfreut, hat sich leider der Zustand des Kardinals Antonelli so verschlimmert, daß so ziemlich die Hoffnung seiner Rettung aufgegeben ist. In unterrichteten Kreisen wird Kardinal Bilio, geb. 1826, als dessen muthmaßlicher Nachfolger genannt.

Aus der Schweiz.

⊢ Ungenauen veröffentlichten Berichten gegenüber können wir aus zuverlässiger Quelle bekunden, daß der Hochwst. Bischof von Orleans, Monseigneur Dupanloup, sich einzig der gefälligen Vermittlung des damals gleichzeitig neben ihm in Einsiedeln weilenden Hochwst. Bischofs Lachat bedient hat, um seine genereuse Gabe von 1000 Fr. zu Gunsten der schweizerischen Ueberschwemmten dem Bundesrathe einzureichen. Hochwst. Bischof Eugenius von Basel ersuchte in particularem Schreiben Herrn Bundesrath Hammer um die gefällige Abgabe der Unterstützungssumme an die hohe Behörde. Der Bundesrath verdankte die Gabe in Zuschrift an Bischof Eugenius auf's geziemendste und Herr Bundesrath Hammer fügte noch ein persönliches, sehr anerkennendes und freundliches Schreiben an den Bischof von Basel bei. — Wie eine vorlaute Zeitungsnachricht den Hochwst. Bischof von St. Gallen in diese Sache herbeiziehen konnte, wissen wir nicht.

⊢ Endlich einmal ein wenig **Consequenz** bei den schweizerischen **Altkatholiken,** vielleicht ohne es selbst zu wollen.

Der am 10. August in Solothurn versammelte Synodalrath hat beschlossen, dem altkatholischen Bischof den Titel „Bischöfliche Gnaden" nicht zu ertheilen; die Anrede soll einfach lauten: „Herr Bischof". Ebenso sollen die bischöflichen Insignien, deren er sich nur bei bischöflichen Verrichtungen bedienen soll, sich durch die größte Einfachheit auszeichnen.

Wir finden diesen Beschluß ganz der Sache angemessen. Bei seiner Weihe empfängt der „Landbischof" Herzog keine Gnaden, er kann auch keine spenden. Seine Wahl kommt nicht von der Gnade, sie ist auch keine Gnade weder für das Land noch für den „Bischof".

Ferner wurde beschlossen, die „Weihe" des „Landbischofs" am 10. Herbstmonat (doch wohl nicht zur Ehre des auf diesen Tag fallenden Namen Mariafestes?) in der St. Ursenkirche in Solothurn, oder falls diese nicht erhältlich, in der St. Martinskirche in Rheinfelden vorzunehmen. Auch wird von Constanz gesprochen, wohin der deutsch-schweizerische Schwindel allerdings am besten paßte. Zur Feier soll auch der Utrechter Jansenisten-Häuptling eingeladen werden. Die l..... Solothurnerregierung hat Hrn. Herzog bereits der Jugend Solothurns vorgestellt bei Anlaß des Schulfestes. Ob die Regierung in Solothurn selbst ihre Pläne durchsetzen wird, ist noch eine Frage.

⊢ Am 12. dieses Monats hat der Hochwst. Hr. Bischof von Basel an circa 60 Kinder der Stadt Solothurn die hl. Firmung ertheilt, welche zu diesem Zweck

eigens nach Luzern gereist sind. Im Augenblick, wo Solothurn in die Hände der Apostasie überliefert werden soll, ist es tröstlich, zu sehen, daß noch lange nicht alle Solothurner für den Abfall reif sind und die Trauben für den Kelle—rschen „Doppel" noch wohl hoch hängen. Sogar ehrliche Radikale wollen von diesem friedenstörenden, zwietrachtsäenden Schwindel nichts wissen und treten gegen denselben in die Schranken. Statt zu einer „altkatholischen Bischofsweihe" könnten vielleicht die Glocken im Kanton Solothurn bald einmal für eine gewisse Regierungsclique das „Scheidzeichen" läuten.

⊢ (Corresp.) Sursee, den 20. d. Der heutige Tag war ein großer **Freudentag für die Pfarrei Sursee;** es war der Tag des **feierlichen Einzuges** unseres neuen Hochwürdigen Herrn **Pfarrers Joseph Elmiger,** bisher Pfarrer und Dekan in Triengen.

Das schöne Städtchen Sursee war im schmucken Gewande; beim obern Thore erhob sich ein schöner Bogen mit sinnigen Inschriften; von hier gingen zwei parallelle Guirlanden durch die Stadt bis zur Kirchhofstiege, wo ein zweiter Bogen errichtet war.

Auf 2 Uhr war der feierliche Empfang angesetzt; ein starker Regen verspätete in Etwas die Ankunft; von da zog dann der Zug, voran weißgekleidete Mädchen, mit Kränzen geschmückt, dann Musik und Gesang, sodann der neue Pfarrer mit der Geistlichkeit von Sursee und den vielen geladenen Freunden und Nachbaren, die Ortsbehörden, unter Kavalleriegeleit und eine große Menge Volkes von Nahe und Ferne ernst der Kirche zu; die Glockentöne und der Geschützesdonner verkündeten auch der Ferne das freudige Fest.

In der überfüllten Kirche angekommen, stimmt der neue Seelenhirt das Veni creator an; dann übergab ihm der Hochw. bischöfliche Kommissar die Insignien: Stola, Evangelium und Tabernackelschlüssel, mit einer gehaltvollen Ansprache und Erklärung, auf welches der neue Seelenhirt passend antwortete und durch die kurze und schöne Ansprache wohl die Herzen Aller gewann. Ein feierliches „Te Deum" schloß die kirchliche Feier.

Beim zweiten weltlichen Theil im Gasthof zum Kreuz ging es dann recht froh und heiter zu und es regnete im eigentlichen Sinne Toaste.

⊢ **Aus dem Jura.** Wir lesen im „Continent", einem englischen Blatte, das zu Genf erscheint:

Heirathsantrag. „Ein altkatholischer Priester, der eine Stelle im Berner Jura besitzt, der französischen und englischen Sprache mächtig, wünscht betreff einer Heirath mit einer Person von 30—40 Jahren und religiösen Prinzipien in Korrespondenz zu treten. Einem englischen oder amerikanischen Fräulein würde der Vorzug gegeben. Der Jahresgehalt beträgt ungefähr 6000 Fr."

Nach dem Signalement dürfen wir sicher annehmen, daß der Postulant, welcher französisch spricht und einen Gehalt von 6000 erhält, kein anderer ist als der Eindringling Pipy oder Bissey. Es kommt einer nach dem andern. Da hat eben diese Herren der Fuß gedrückt.

Nach Pleigne, wo man französisch spricht, hat Teuscher einen Italiener, um das Staatsevangelium zu predigen, berufen. Vor unsern Augen liegen zwei französische Briefe dieses Unbescholtenen, die von seiner Kenntniß der französischen Sprache einen glänzenden Beweis liefern. Wenn er spricht, wie er schreibt, hat Pleigne Recht, dessen beredte Allokutionen an die leeren Bänke seiner Kirche richten zu lassen.

Und dieser Herr kostet jährlich die Steuerpflichtigen seine 4000 Fr.

⊢ Etwas über den **Landmann, Bauer** oder **Ackersmann Caillere, altkatholischer Pfarrrr zu Charmoille.** Man weiß, was der Staatsklerus werth ist, die Beweise der Ehrenhaftigkeit dieser „Irreprochables", mit welchen Frankreich, Italien und theilweise Deutschland die arme Schweiz überschwemmt haben, liege zu Tage. Wenn jedoch diese Beweise zu „stark" sind und man mit sicherer Hand den Schleier lüften kann, womit diese Heiligen der letzten Tage verhüllt sind, so schadet es nichts, diese armen Helden, die sich in den katholischen Pfarrhäusern des Jura verbergen, an's Tageslicht zu ziehen. Der heutige Irreprochable, der dem Publikum vorgestellt werden soll, ist aus der Diözese Tours und heißt Caillere (Eduard), geboren zu Bourgueil, Departement Indre und Loire, den 28. Jänner 1833, er ist somit 43 Jahre alt. Derselbe ist heute altkatholischer Pfarrer von Charmoille im Jura. Er wäre beinahe Pfarrer von Grand-Saconnex im Kt. Genf geworden (?). Jedoch fand man, er sei nicht „irreprochable" genug für diese Stelle und Hr. Carteret hat ihn an Hrn. Teuscher in Bern abgetreten, der in Beziehung auf die altkatholische Waare minder heikel ist. Schlau und heimlich hat man ihn in Charmoille eingeschmuggelt, wo das Bedürfniß nach einem Staatspfarrer sich keineswegs fühlbar machte. Nach einer Probezeit von einigen Monaten wurde auf die Wahl von 3—4 Freidenkern, welche das Abwort von Bern hatten, ohne Sang und Klang der Unbekannte, um den sich am Orte keine Katze bekümmert, installirt. Man ging auf Nachforschungen aus. Er mußte seine Papiere dem Vorstand der Gemeinde einhändigen. Er hieß Caillere und war Franzose. Es war genug. Das Incognito fiel.

Aus dem kleinen Seminar nichts über Caillere. Aufführung gut, Talente mittelmäßig. Ein Fieber scheint zu dieser Zeit sein Gehirn verletzt zu haben. Anfänglich Vikar in Notre-Dame la Riche in Tours, wurde er 1863 Pfarrer von Savigne. Nichts ließ damals schließen auf die Schwachheiten und Gebrechen, welche später dieses priesterliche Leben beflecken sollten. Caillere erbaute eine neue Kirche, wofür er ungehoffte Hülfsmittel zu schaffen wußte. Alles ging gut bis er sich mit einem Notar des Orts verband, Namens Ribeau. Der Notar hatte Geld nöthig. Caillere übergab ihm sein persönliches Vermögen, welches wohl 60,000 Fr. werth war. Dadurch erlangte er das Recht, frei das Haus zu betreten, dessen Herr und Meister er wurde. Bald war nur noch in der Pfarrei das Gespräch von Caillere's häufigen Besuchen bei der Frau des Notars. Die Sache ging so weit, daß die öffentliche Stimme dringend von der kirchlichen Behörde die Entfernung des ärgerlichen Priesters verlangte, selbst die Töchter des Notars führten Klage für die Ehre ihrer Mutter. Es war im Oktober 1872. Msgr. Fruchaud, Erzbischof von Tours, wollte ihn versetzen. Caillere widersetzte sich und zog sich auf den Hof Quincay, in der Gemeinde Avrille, zurück, welchen er von Notar Ribeau gekauft hatte. Zur gleichen Zeit kam der Notar an den Geldstag.

Ruinirt zog der Notar mit seiner Frau ebenfalls nach Quincay. Caillere wußte es dahin zu bringen, daß der Notar, mit Schlechtigkeiten überhäuft, den Ort verlassen und nach England ziehen mußte. Das Aergerniß wurde immer größer. Caillere wurde durch den Erzbischof interdicirt. Dieß war ein Grund für ihn, um die Kirche nicht mehr zu betreten. Oeffentlich führte er sein ausgelassenes Leben fort. Die Gläubiger aber des Notars, welche hinter dem Verkaufe des Hofes Unrath vermutheten, brachten die Sache vor die Gerichte von Tours — der Verkauf wurde vernichtet. Caillere verlor den Hof. In Armuth gerathen, mußte er seine letzten Möbel verkaufen und einer Gefangennehmung wegen Mitschuld an dem betrügerischen Geldstag des Notars gewärtig, fand er gut, über die Schweizer Grenzen seinen Fuß zu setzen. Er kam nach Genf. Es war zur Zeit, als Carteret seine Kirche ordnete und für seine Katholiken „irreprochable" Geistliche ausfindig machte. Mit offenen Armen wurde Caillere aufgenommen und es fehlte ihm nichts als das Zeugniß eines Ehrenmannes; dies war alles, was Carteret forderte. Ein solches Zeugniß fand aber in Savigne nur zwei Unterzeichner. Man wählte in Grand-Saconner am Allerheiligenfeste, Caillere fiel durch und ein anderer ejusdem generis musicorum, wie er, wurde daselbst Staatspfarrer. Mit Gepäck und Waffen räumte er bei dieser Niederlage das Feld und begab sich nach Bern, wo man es mit der Ehrenhaftigkeit nicht so genau nimmt bei der Anstellung von Staatspfarrern und Kassieren.

Caillere besitzt eine Scheinpfarrei. Die große, den Katholiken weggenommene Kirche ist leer und seine kleine Heerde verliert sich in deren weiten Räumen. Aber er zieht 3000 Fr. Caillere, der Hofbauer in der Touraine, wird seine Krautköpfe im Pfarrgarten ziehen, im Stalle hat er Vieh und er mästet. Caillere ist glücklich.

⊢ Die Schule der aus Mariastein vertriebenen ehrwürdigen Väter Benediktiner in Delle hat einen guten Anfang genommen und wird für diese Gegend von großem Segen sein. Katholische Eltern, denen eine christliche Erziehung ihrer Kinder am Herzen liegt, werden gut thun, ihre Kinder dorthin zu schicken, wo sie die beste Gelegenheit haben nebst den andern Fächern auch die französische Sprache zu erlernen. Das Kostgeld beträgt 500 Fr.

⊢ **Aus Genf.** Es gibt kaum eine gehässigere Ungerechtigkeit, als diejenige ist, die wir hier mittheilen. Selbst dem Heidenthum war die Achtung der Schwachen und Unglücklichen heilig. Wenn es irgend Jemand gibt, der dieses achtungsvollen Mitleids würdig ist, so ist es der Mensch, welcher seiner Freiheit beraubt ist, der Mensch, welcher keinen andern Schutz

mehr genießt, als denjenigen der Wächter seines Gefängnisses.

Darf man in Gegenwart seiner Wächter diesen Menschen fragen, was er während der Tage seines Leidens von diesen Wächtern denkt, da er noch für lange Monate von diesen abhängig ist? Nein, ein Mensch von Takt und Ehre wird es nicht wagen, einen Gefangenen in die grausame Nothwendigkeit zu versetzen, entweder sich in seinen Banden als glücklich hinzustellen, oder die Rache seiner Wächter auf sich herabzubeschwören. Niemand wird vor den Wächtern fragen, ob der Gefangene zufrieden sei, ob er ordentlich behandelt werde. Diese Frage stellt das Herz, der Blick, niemals aber der Mund. Der arme Gefangene hat nicht die moralische Freiheit offen zu sprechen, ihn zum Schweigen zu nöthigen, zu nöthigen, seine Gedanken zu verbergen, heißt ihm das Herz durchbohren.

Gerade dieser grausamen Prüfung wurde der Pfarrer von Versoix unterworfen. Er mußte Rede stehen, nicht einem Besucher, sondern dem Direktor des Gefängnisses selbst. Er sollte Auskunft geben, wie er mit der Behandlung seiner Vorgesetzten zufrieden sei, nicht etwa zu Ende seiner Gefangenschaft, wo die Hoffnung auf baldige Freiheit ihm die Zunge vielleicht gelöst hätte, sondern zu einer Zeit, wo er noch nicht die Hälfte seiner Strafe abgesessen. Er mußte eine Erklärung unterschreiben, die in der Presse ausgebeutet werden soll, ohne daß er den falschen Behauptungen entgegen treten könnte. Hat man ihm gesagt, zu welchem Gebrauche diese Erklärung benützt werden sollte, hat man ihm gesprochen von einer Veröffentlichung derselben, hat man ihm den Brief des Herrn Rektor Fleury zu lesen gegeben, hat man ihm erklärt, daß seine Erklärung eine Widerlegung dieses Briefes sein sollte? Alles Fragen, die erst nach seiner Befreiung beantwortet werden können. Wenn er den Sachverhalt wußte, welches Leiden mußte es ihm verursachen, da er wohl weiß, welchen Mißbrauch die protestantische Presse mit seinen Worten treiben wird. Das heißt, seine Leiden verhundertfachen, und diese Zeit ist sicher für ihn die bitterste.

Ohne Zweifel dachte der Direktor des Gefängnisses nicht daran, welche Beleidigung und welche Ungerechtigkeit er dem Gefangenen zufügte. Was er gethan, ist eine moralische Folter für den Gefangenen. Der Herr Direktor selbst hat damit das Reglement des Gefängnisses verletzt.

Die Erklärung des Herrn Pfarrers widerlegt nichts von dem, was wir in Betreff seiner Behandlung im Gefängnisse gesagt haben. Diese Erklärung berührt nur einzelne Punkte aus dem Briefe des Herrn Fleury, ohne Bemerkung läßt sie aufrecht:

1) daß er die Uniform der Gefangenen trägt mit Nr. 50;

2) daß er Gebrauch machen kann weder von seinem Gelde noch von seiner Uhr;

3) daß er nur eine Visite im Monat Juli und eine im August empfangen hat wie die gefangenen Diebe, Mörder, Brandstifter u. s. w.;

4) daß er während des ganzen Monat Juli keine Visite von einem Geistlichen erhalten hat, um seine religiösen Bedürfnisse befriedigen zu können;

5) daß Herr Pfarr-Rektor Fleury ihm die heilige Communion am 1. August nur überbringen konnte, nachdem er die reglementarische monatliche Erlaubnißkarte erhalten hatte, und zwar nicht als Aumonier des Gefängnisses, sondern als einfacher Privatmann;

6) daß er nur am Sonntag schreiben darf.

Dieß sind also 6 unbestrittene Punkte aus dem Briefe des Herrn Fleury. Zwei andere scheint die Erklärung abzuschwächen. Betreff der Handarbeit erklärt Herr Guillermin, daß er dieselbe förmlich verlangt habe. Allerdings ist es für ihn angenehmer, seine Zeit in der Werkstadt zuzubringen, als in der Zelle, wo er nicht einmal schreiben, noch weniger Jemanden empfangen darf. Unter zwei ungerechten Strafen hat er die leichtere gewählt, ohne daß sie jedoch aufhört, eine solche zu sein.

In Beziehung auf die Haare, die man ihm wie einem Verbrecher abrasirt, erklärt der Herr Pfarrer, daß ihm dieß kein Opfer gekostet. Allerdings hat er da kein großes Opfer gebracht, aber ist es dann weniger wahr, daß er geschoren wurde?

Wenn er Fleisch und Wein erhält, so geschieht dieß auf den Befehl des Arztes hin und keineswegs aus besondern Rücksichten gegen ihn. Herr Guillermin ist übrigens der liebenswürdigste und sanfteste Mann, den man finden kann und man könnte leicht versucht werden, zu glauben, daß seine Erklärung ganz ungezwungen gewesen, wenn man nicht wüßte, daß sie erbettelt worden. Hr. Fleury selbst sagt: „Dieser arme Mitbruder schien mir ziemlich in seine Lage ergeben zu sein."

Hr. Abbe Fleury hält seine Aussagen in allen Punkten aufrecht über die Verhältnisse des Gefangenen. Derselbe trägt die Kleidung der Gefangenen, graue Blouse, blaue Hosen, blaue Halsbinde mit weißen Punkten. Seine kahlbeschnittenen Haare sind wieder etwas nachgewachsen. Besitzt weder Uhr noch Geld, an seiner Blouse trägt er die Nr. 50. Man hat gegen ihn, wie gegen einen Dieb, das Reglement in seiner ganzen Strenge angewendet. Briefe erhaltet er durch die Hand des Direktors, kann aber nur Sonntags schreiben. (Schluß folgt.)

Eine Entdeckungsreise
auf Altkatholiken in München.

(Feuilleton.)

Ein Franzose, welcher jüngster Zeit in Deutschland reisete, erzählt seine in München gemachten Fahrten in folgender, die Leser unseres Blattes gewiß interessirender Weise:

Schon saß ich in Paris in dem Eisenbahnwagen, um nach Deutschland zu reisen, als ein Freund mir noch durch die Thüre zurief: „Unter allen Umständen vergiß nicht, Dich nach den „Altkatholiken" in München umzusehen."

In München hatte ich denn nichts Eiligeres zu thun, als diesem Rathe Folge zu leisten. Als ich am Sonnabend ziemlich spät angekommen war, waren es nicht die Hallen der Glypothek, nicht die Schätze der alten Pinakothek, nicht die Basilika des hl. Bonifazius und nicht die Allerheiligenkirche, die mich bei der Feststellung des Planes für den morgenden Sonntag beschäftigten. Ich wollte im Gegentheil nichts, als die Messe der „Altkatholiken" in der ihnen von der Regierung eingeräumten Kirche besuchen und mich mit eigenen Augen von der Zahl und der Andacht ihrer Getreuen überzeugen.

Der Portier des Gasthofes, in dem ich abgestiegen, sprach vortrefflich französisch; allein trotz seiner Kenntnisse hatte der Mann von den „Altkatholiken" keine Ahnung. Wenn auch beschämt, bekannte er doch mit Offenheit seine Unwissenheit und versprach mir, den Oberkellner auf mein Zimmer zu schicken.

Auf meine Bitte, mir die Kirche der „Altkatholiken" zu bezeichnen, erwiderte er mit gütigem Lächeln:

„Mein Herr, deren haben wir hier mehr als ein Dutzend."

„Ein Dutzend hier in München?"

„Gewiß, mein Herr, München ist eine sehr fromme Stadt."

„Verstehen Sie mich recht. Ich spreche nicht von Katholiken im Allgemeinen, sondern von „Altkatholiken."

„Ja mein Herr, erwiderte der Oberkellner ein wenig verdutzt, es gibt junge und es gibt alte Katholiken."

Diese Antwort machte jede weitere Frage überflüssig. Ich entließ ihn, nachdem ich ihm mit einigen Worten auseinandergesetzt, was man unter „Altkatholiken" verstehe, mit dem Auftrage, sich bei dem übrigen Personal zu erkundigen und mir die nöthige Auskunft zu verschaffen.

Eine Viertelstunde verging nach der anderen. Endlich erschien der Eigenthümer des Hotels persönlich, um mir als Ergebniß seiner Erkundigungen mitzutheilen, daß die Kirche der „Altkatholiken" weit entfernt an dem Ufer der Isar liege, daß um acht Uhr eine Messe dort celebrirt werde und daß er mich dahin bringen lassen wolle.

Die Droschke kam. Der Wirth, die Kellner und der Portier umringten den Kutscher, um ihn über das Ziel meiner Fahrt zu verständigen. Ein stummes Kopfnicken seine einzige Antwort. Fort gehts. Nach einiger Zeit hält der Wagen an einem großen Gebäude. Equipagen und Leute in Sonntagskleidern strömen von allen Seiten herbei.

„Altkatholiken", frage ich den Kutscher. Ja! Ja! seine Antwort. Nicht ohne Bedenken wiederhole ich meine Frage mit besonderm Nachdruck. Ein dreimaliges „Ja" beseitigt meine Zweifel. Bis zum Erstaunen gesteigerte Verwunderung ergreift mich beim Eintritt in die Kirche.

In dem Schiff drängt sich eine Menge andächtiger Menschen. Selbst der Chor füllt sich an und durch die Seitenthüren treten immer neue Schaaren herein. Eine musikalische Messe braust durch die majestätischen Räume. Alle, die um mich her stehen, beten in tiefer Andacht. Es gelingt mir, des celebrirenden Priesters ansichtig zu werden. Er ist ganz jung und entspricht durchaus nicht dem Bilde, das ich mir von einem „Altkatholiken" gemacht. Während des Gloria, bei dem Pauken und Trompeten das Mögliche leisten, wird in endloser Reihe geopfert. Obgleich dies in doppelter Reihe geschieht, dauert es auf den Schlag achtzehn Minuten. Nachdem die Messe, ohne weitere Unterbrechung, beendigt, begibt sich der junge Priester auf die Kanzel. Alle Anwesenden knieen nieder. Der Priester spricht feierlich den Segen und entläßt mit ausgebreiteten Armen die Gemeinde mit dem Gruß des Friedens: pax vobis. Noch ein Tusch und die Menge entfernt sich in augenscheinlicher Rührung.

Beim Herausgehen aus der Kirche frage ich noch mehrere Personen, indem ich mich bemühe, durch möglichst deutliche und den Regeln der deutschen Sprache entsprechende Betonung jedes Mißverständniß unmöglich zu machen. Zu meiner großen Beschämung verstehen mich Einige gar nicht, während Andere so kategorisch mit ja, ja antworten, daß es

völlig überflüssig erscheint, weiter in sie zu dringen.

Um mich zu erfrischen, trete ich in die, der Kirche gegenüberliegende große Bierbrauerei von Pschorr.

„So weit also," dachte ich mir im Stillen, indem ich den kühlen Gerstensaft mit Behagen schlürfte, „so weit also hat es der Altkatholizismus" hier in München gebracht. Nicht nur ist er im Besitze einer der größten Kirchen, sondern diese Kirche genügt auch kaum für die Menge der sie Besuchenden. Sollte es, trotz aller entgegenstehenden Behauptungen, wahr sein, daß hier ein erhebliches Schisma sich vorbereitet?"

Ein leichter Schlag auf die Schulter unterbrach meine trübseligen Betrachtungen. Mich umdrehend sehe ich das ehrliche und frische Gesicht eines meiner Münchener Bekannten, den am andern Morgen aufzusuchen, ich die Absicht hatte. Ein Baier von altem Schrot und Korn, ist er gut katholisch.

„Ah!" rief ich, „Du kommst mir eben recht, meine Zweifel zu lösen. Was ist dies für eine Kirche?"

„Die Michaelskirche, am Ende des 16. Jahrhunderts vom Erzbischof Wolfgang Müller erbaut."

„Und was ist das für eine Feierlichkeit, die eben darin stattgefunden hat?"

„Die erste Messe eines jungen Priesters, die man hier Primiz nennt und die in München als großes Fest gefeiert wird. Die Gläubigen legen einen großen Werth auf den Segen eines Primizianten. Der Primiziant selbst ladet dazu ein nicht nur seine Verwandten, sondern auch die Freunde seiner Verwandten und die Verwandten seiner Freunde. Jeden Eingeladenen muß er in einem Wagen abholen lassen. Das Opfer ist dazu bestimmt, seine, oft gar nicht unerheblichen Auslagen zu decken, und auch der Aermste wird nicht weniger als seinen „Gulden" in die Schüssel legen. Nach der Messe ist der junge Priester berechtigt, der Menge den apostolischen Segen zu ertheilen. Eine Stunde lang ist er Bischof, um den andern Tag höchstens Kaplan oder Dorfpfarrer zu sein. Du hast, wie Du siehst, einem interessanten Feste der katholischen Kirche in Deutschland durch Zufall beigewohnt."

„Die Michaelskirche ist demnach nicht die Kirche der „Altkatholiken"?"

Ein lautes Gelächter die Antwort meines Freundes, indem er mich zugleich durchdringend anschaut, um sich zu versichern, ob ich nicht verrückt geworden. Ich erzähle ihm, wie es mir ergangen.

„Nun ist mir der Zusammenhang klar," ruft er, noch immer lachend, „irgend ein Schlaukopf in Deinem Gasthof hat von den „Altkatholiken" reden hören und weiß sogar, daß ihre Kirche am Ufer der Isar liegt. Dem Kutscher aber konnte es trotz aller Belehrung, die er erst kaum anhörte, nicht einfallen, daß man heute in eine andere als in die Michaelskirche fahren wollte, wenn man ihn überhaupt für eine Kirchenfahrt in Anspruch nahm. Daß nun Jemand an diesem Tage in eine andere Kirche, und gar in die Kirche der „Altkatholiken" fahren wollte, von der er sicherlich nie Etwas gehört hatte, ließ er sich nicht träumen. Da man aber in Frankreich doch noch von den „Altkatholiken" spricht und es Dich interessirt, ihr Treiben zu sehen, so will ich Dich dahin führen."

In zehn Minuten waren wir am Maximilianeum. Dort verlassen wir den Wagen, gehen rechts über eine kleine Brücke und erreichen einen öffentlichen Spaziergang, die Gasteig, an dessen Fuß die Isar schäumend dahin braust. Bei einer ziemlich baufälligen Kapelle mit einem unscheinbaren Thürmchen hält mein Freund mich mit den Worten an: „Dies ist St. Niclas, die den „Altkatholiken" eingeräumte Kapelle."

Obwohl 11 Uhr kaum vorbei, war doch die Kirche ganz leer und das Gitter bereits geschlossen. Ich warf einen Blick in das Innere. Etwas Erbärmlicheres läßt sich kaum denken. In dem kleinsten Dorf ist die Kirche größer und besser gehalten. Ganz nahe dabei ist eine, der Mutter Gottes geweihte Wallfahrtskapelle. Der zahlreiche Besuch der letzteren ist die beste Folie für die Verlassenheit der andern.

Die Leute, die wir um Auskunft baten, verstanden gar nicht, was wir eigentlich wollten. Nur eine Obstverkäuferin an der Prommenade, weil immer an ihrem Platze, genau beobachten konnte, was in der Nickaskapelle vorgeht, konnte uns Rede stehen. Nach ihrer Angabe werden alle Sonntage zwei Messen dort gelesen und wird einmal gepredigt. In der Regel nehmen 150 bis 160 Personen daran Theil, von welcher Zahl noch Neugierige und zufällig Vorübergehende abgezogen werden müssen. An Wochentagen nie eine Messe. Der „Altkatholizismus" verdankt eben seine Entstehung solchen Geistlichen, die sich nur zu gern des Lesens der Messe und des Brevieres entschlagen. Der Stiftspropst Döllinger hat sich zurückgezogen und zeigt sich niemals seinen, doch wohl meist durch den Glanz seines Namens gewonnenen Jüngern.

So weit hat es der „Altkatholizismus" in München gebracht, gerade in derjenigen Stadt, in der er ausgebrütet ist und von der aus er seinen Flug genommen hat!

In Wien steht es noch schlimmer. Dort hat er nur einen kurzen Lenz gedauert!

Der einzige „altkatholische" Geistliche daselbst, der Pfarrer Anton, hat seine Bude schon lange schließen und den Schlüssel dazu zu altem Eisen werfen müssen. Pfarrer Anton war ein emanzipirter Priester, der, wie bekannt, noch sehr jung, zur Zeit, als der „Altkatholizismus" das Licht der Welt erblickte, sich nicht darauf beschränkte, Messe und Brevier sich zu schenken, sondern auch sein Barett in die Rumpelkammer verbannte. Reif für die Reform, beeilte er sich, sich derselben anzuschließen. Zum Unglück für ihn ließ sich ein verrätherischer Broschürenschreiber beigehen, von seiner sozialen Stellung, die keineswegs eine sehr rühmliche, den Schleier zu lüften. Den Verleumdungsprozeß, den er anstrengte, gewann er zwar vor dem Richter, verlor ihn aber vor dem Publikum so gründlich, daß der Verurtheilte sofort durch königlich kaiserliche Verfügung begnadigt und dem Herrn Pfarrer Nichts übrig blieb, als seine Heerde im Stich zu lassen und sich zu verheirathen.

Von diesem Schlag konnte sich der „Altkatholizismus" in Wien nicht wieder erholen. In Süddeutschland bedarf es keines Geistlichen, ein Todtengräber genügt.

Neuestes.

Das in Luzern versammelte Capitel der Hochw. VV. Kapuziner hat zu seinen Provinzobern ernannt: Als Provinzial Hochw. P. Anastasius und als Definitoren die Hochw. PP. Bernard, Leopold, Aloysius und Roman.

Inländische Mission.

I. Gewöhnliche Vereinsbeiträge.

Uebertrag laut Nr. 34:	Fr.	16,837. 64
Heiligtag-Opfer an Maria-Himmelfahrt von Amden	„	35. —
Sonstige Gaben von Amden	„	17. —
Privatbeiträge von Mitgliedern in Zuzwil	„	19. 63
Kirchenopfer an Maria-Himmelfahrt in Zuzwil	„	10. 37
Aus der Pfarrei Auw	„	100. –
Vom Piusverein in Tägerig	„	10. —
Aus der Pfarrei Niederhelfenschwil	„	68. --
„ „ „ Goßau	„	100. —
„ „ „ Oberwiller	„	25. 50
„ „ „ Rain	„	65. —
„ „ „ Abtwil	„	45. —
„ „ „ Silenen	„	80. —
„ „ „ Attinghausen	„	32. —
„ „ „ Altstätten	„	123. 55
Durch K. in K., Kt. Thurgau	„	25. —
	Fr.	17,593. 69

☛ Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß übungsgemäß die Rechnung des Inländischen Missions-Vereins (Missionsfond und Jahrzeitfond inbegriffen)

— **auf Ende September** —

nächsthin abgeschlossen wird; die Hochw. Herren Geistlichen, sowie die Sammler werden deßhalb freundlichst und dringend ersucht, in Betracht eines auf circa Fr. 30,000 erhöhten Ausgaben-Budget für das laufende Jahr, ihre noch vorzunehmenden Sammlungen prompt möglich und mit Eifer vorzunehmen.

Der Kassier der inl. Mission:
Pfeiffer-Elmiger in Luzern.

Bei der Expedition eingegangen:

—

Für den Kirchenbau in Dulliken v. E. Fr. 5. —
" " " " Olten " " " 5. —

Vorzügliches
Mittel gegen Gliedsucht
und äußere Verkältungen,

seit Kurzem erfunden, ist heute das Einzige, das bei richtiger Anwendung leichte Gliedsucht augenblicklich, eine hartnäckige, lange angestandene, bei Gebrauch mindestens einer Doppeldosis inner 4 bis 8 Tagen heilt.

Preis einer Dosis, Gebrauchsanweisung und Verpackung Fr. 1. 50, einer Doppeldosis Fr. 3. — Tausende ächter Zeugnisse von Geheilten beim Eigenthümer

7 **Balth. Amstalden,** Sarnen, Obwalden.

Der christliche Staatsmann.

Dieses von Gf. **Th. Scherer-Boccard** verfaßte Handbuch für jeden Staatsbürger zur richtigen Erkenntniß und Ausübung seiner politischen und socialen Rechte und Pflichten wurde von der Schweizer Kirchenzeitung Nr. 4, Vaterland Nr. 47, Solothurner Anzeiger Nr. 49, Ostschweiz Nr. 58, Freiburger Zeitung Nr. 18, Walliser Bote Nr. 8, Obwaldner Volksfreund Nr. 10, Chronqnineur Nr. 34 und 40, Echo vom Jura Nr. 40, Neue Zuger Zeitung Nr. 26, Volksschulblatt Nr. 12, Liberté Nr. 95 ꝛc. bestens empfohlen, kann von nun an um **Fr. 2. 80** bezogen werden bei **B. Schwendimann** in Solothurn.

Sparbank in Luzern.

Wir nehmen dermalen Gelder unter folgenden Bedingungen an, gegen:

Obligationen à 5 %

auf 1 Jahr fest und sodann nach erfolgter Kündigung in 6 Monaten rückzahlbar.

Obligationen à 4½ %

zu jeder Zeit kündbar und sodann nach 4 Monaten rückzahlbar. 32

Billige Kirchenheizungen

liefert vorzüglich

[10¹²] **J. H. Reinhardt** in Würzburg.

Druck und Expedition von B. Schwendimann in Solothurn.